den allergrößten Reden, die Bismarck überhaupt gehalten, ihren Platz verdient. Es ist die Rede vom 21. April 1849 gegen die Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt; sie folgte auf die geschichtlich gewordene Erklärung des Ministers Grafen v. Brandenburg, die mit dem übrigens vielfach mißverstandenen „niemals, niemals, niemals" schloß. Es ist dies auch die Rede, in welcher die berühmte Aeußerung vorkommt, daß nach Annahme der Kaiserkrone durch den König von Preußen sehr bald die Radicalen vor den neuen Kaiser hintreten würden mit dem Reichswappen und ihn fragen: glaubst du, dieser Adler sei dir geschenkt? Für den Zweck, den Bismarck in dieser Rede verfolgte, wie für den hohen Grad der sprachlichen Schönheit, die sie bei aller Leidenschaftlichkeit und Feindseligkeit gegen die Frankfurter Bestrebungen auszeichnet, sei die folgende Schlußstelle ein Beleg: „Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde." In derselben Richtung bewegen sich einige Reden Bismarck's aus der nächstfolgenden Session 1849/50 der Zweiten preußischen Kammer. Bismarck kommt stets darauf zurück, daß Preußen Preußen bleiben und die Unionsbestrebungen und alle großdeutschen Gleißnereien abweisen solle. Das preußische Volk habe kein Bedürfniß, „sein preußisches Königthum verschwimmen zu sehen in der sauligen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit".

Sehr interessant ist es grade jetzt, die Reden Bismarck's aus jener Zeit über die Lage des Handwerkerstandes und die Innungen, gegen die Civilehe und den Geheimraths-Bureaukratismus, das königlich preußische Hofjakobinerthum, zu lesen. Ein Meisterwerk in oratorischer Hinsicht war seine Rede am 3. December 1850, in welcher er den Freiherren v. Manteuffel für den Gang nach Olmütz herauszuhauen suchte, für welchen Manteuffel selbst das unglückliche, wenn auch keineswegs wirkungslose Wort gebraucht hatte, daß der Starke sehr wohl einen Schritt zurückweichen könne. Niemals ist einer traurigen Sache eine so heldenhafte Vertheidigung zu Theil geworden und zugleich eine so geschickte. Bismarck hatte für die Demüthigung in Olmütz vielleicht mehr als irgend ein Mitglied der Kammer Verständniß und Gefühl, trotzdem sprang er, um die diplomatische Niederlage Preußens zu verdecken, in die Lanze, stellte die Anhänger Manteuffel's als die Anhänger der Radowitzischen Union dar und verspottete die letztere geradezu meisterhaft als eine „Jugendphantasie, deren man sich mit dem angenehmen Gefühl erinnert, daß sie glücklicherweise ohne üble Folgen geblieben ist". Und für diese Unionsidee hätte Manteuffel in Olmütz Preußen zum Krieg treiben sollen? „Meine Herren, es würde nicht lange dauern, daß den Unionsmännern von kräftigen Fäusten die letzten Fetzen des Unionsmantels herunterzerissen würden, und es würde nichts bleiben als das rothe Unterfutter dieses sehr leichten Kleidungsstückes." So überzeugt war Bismarck damals, daß Preußen wohl thue, zunächst unter der Pflege des Bundesverhältnisses die einzig ersprießliche deutsche Politik zu verbergen, daß er sich zu heute fast lächerlich klingenden Lobreden auf den Bund verstand. In seiner letzten Rede, die er als Abgeordneter im Jahre 1851 hielt, versprach er dem Abgeordneten Dr. Simson, er werde das preußische Junkerthum noch zu Ehren bringen. Er hat sein Versprechen sehr bald, nämlich am Bunde schon, eingelöst, bei welchem er 1851 zunächst mit dem Titel eines Ersten Legationssecretärs, später als preußischer Gesandter ernannt wurde.

II.

Bismarck als Gesandter.

Man wird sagen dürfen, daß es die Frankfurter Zeit gewesen, in welcher Bismarck sich zu Dem ausgereift habe, was er geworden. Als Gesandter am Bunde wurde er in das eigentliche Gebiet der hohen Politik eingeführt, lernte die deutschen Staatsmänner und ihre Bestrebungen gründlich kennen, bestärkte sich in seiner mitgebrachten Ueberzeugung, daß nur durch Preußen etwas aus Deutschland gemacht werden könne, und vertraute sich nach und nach selber mit dem Gedanken, ein künftiger Diplomat zu sein, welchen Gedanken er übrigens damals noch leicht bereit gewesen wäre wieder aufzugeben. Seine veröffentlichten Briefe aus jener Zeit beweisen das. Sie sprechen auch für den tiefen Ernst, mit welchem sich der 36 Jahre alte Mann erforschte, ob er auch wohl innerlich haltbar stark sei, das Große zu vollbringen. Ueber seine, wie er glaubte, nutzlos aufgebrauchte Jugend empfand er mitunter etwas wie Reue und klagte sich sogar wegen früherer Gottvergessenheit an. So in dem berühmten Briefe, den er unterm 3. Juli 1851 an seine Gemahlin schrieb, worin es heißt: „Vorgestern war ich in Wiesbaden und habe mir mit einem Gemisch von Wehmuth und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ . . . Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen aufgrünen, schatten, rauschen und werthlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte, wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben . . . Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegentheil: es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; ernst und heiter, aber etwas Wehmuth, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Thal und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Vertrösten vermischt." Zunächst hatte er wohl wenig diplomatische Pläne zu eigenem Thun nach Frankfurt mitgebracht. Er glaubte — und nicht ohne Berechtigung — mit seinem guten stockpreußischen Gefühl schon das Richtige zu treffen und arbeitete sich zunächst in das diplomatische Handwerk hinein, über welch letzteres er nicht sehr hoch dachte. Er drückt sich selbst darüber also aus: „In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reizende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, so kann er mehr wie ich." Der Gedanke, zeitlebens selber zu dem Handwerk halten zu müssen, dessen wenig ehrwürdige Vertreter er in Frankfurt so genau kennen lernte und von denen er bald heraus hatte, daß sie „alle mit Wasser kochten", zeigte ihm anfänglich seine höllische Kehrseite so deutlich, daß er oft genug Sehnsucht nach seinem stillen Landgute hatte. So schreibt er an seine Schwester: „Noch 30 Jahren wird es mir gleichgiltig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele, und bisher hat die Aussicht auf frischen, ehrlichen Kampf, ohne durch irgend eine amtliche Fessel gemirkt zu sein, gewissermaßen in politischen Schaumweinen, fast ebensowenig Reiz für mich, als die Aussicht auf ein fortgesetztes Regime von Trüffeln, Depeschen und Greifkreuzen. Nach Neuem ist alles vorbei, sagt der Schauspieler . . . . . Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr miteinander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Lust, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depressiren, keine Minute in der Wahl hindern." Doch früher vielleicht, als er selbst sich dessen inne ward, war er der Diplomatie verfallen. Er hatte sich, zumal ihn verschiedene Sendungen nach Wien und an die süddeutschen Höfe gebracht hatten, so in die hohe Politik eingelebt und den Weg, den Preußen zu gehen habe, so deutlich erkannt, daß er eine innere Unruhe nicht verbergen konnte, als er nach seinem eigenen Ausdruck „an der Newa kalt gestellt" werden sollte. Daß Bismarck in Frankfurt gründlich von der Meinung geheilt worden war, die er einmal in der Zweiten Kammer geäußert hatte, daß der Bund zu dem glorreichsten Deutschlands gehöre, zeigen seine berühmt gewordenen Berichte. Er erkannte, daß für Preußen im Bund kein Heil liege und daß Preußen, wenn sich der Bund nicht aus seiner traditionell preußenfeindlichen Haltung gründlich herausarbeite, einfach den Bund aufzugeben habe. Daß aber auch schon über die deutsche Frage sich Bismarck in Frankfurt klar geworden, geht aus den veröffentlichten Acten hervor. Wir führen hier die sprechendste Stelle aus dem großen Berichte an, den er unterm 12. Mai 1859 von Petersburg, wo er kalt gestellt war, an den Minister v. Schleinitz richtete: „Wenn uns zugemuthet wird, Gut und Blut für die politische Weisheit und den Thatendurst von Regierungen einzusetzen, denen unser Schutz unentbehrlich zum Existiren ist; wenn diese Staaten uns den Impuls geben wollen und wenn sie als Mittel dazu bundesrechtliche Theorien in Aussicht nehmen, mit deren Anerkennung alle Autonomie preußischer Politik aufhören würde — dann dürfte es m. E. an der Zeit sein, uns zu erinnern, daß die Führer, welche uns zumuthen, ihnen zu folgen, andern Interessen dienen als preußischen, und daß sie die Sache Deutschlands, welche sie im Munde führen, so verstehen, daß sie nicht zugleich die Sache Preußens sein kann, wenn wir uns nicht aufgeben wollen . . . Das Wort „deutsch" für „preußisch" möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unsern übrigen Landsleuten verbunden wären als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnutzt. . . . Ich habe nur das Zeugniß eines Sachverständigen wider den Bund ablegen wollen. Ich sehe in unserm Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später „ferro et igni" werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Cur dagegen vornehmen." Selbst daß es zum blutigen Spiel mit Oesterreich kommen werde, war ihm damals offenbar schon gewiß und er empfand mitunter den Schmerz, den alle edlen Naturen bei der Erkenntniß der traurigen Nothwendigkeit erdulden, daß politischer Zwecke wollen schuldlose Menschen hingestreckt werden müssen. Diesen Gedanken drückt er einmal scharf aus, indem er seiner Frau schreibt: „Es ist ja nichts auf der Erde als Heuchelei und Gaukelei, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske vom Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang und dann wird zwischen einem Preußen und Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht." Allein der Gedanke, Deutschland unter Preußen einig, groß und stark zu machen, beherrschte ihn bereits vollends, und der einzige Weg, der dazu gangbar war, mußte beschritten werden. „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist's ein teutonischer, kein gallischer", schreibt er seiner Frau, und in verschiedenen Briefen aus dem Jahre 1860 geht hervor, daß er dasselbe Ziel verfolgte wie die deutsche Partei, daß er sich aber über den Weg, der dazu führte, ungleich klarer war als die meisten seiner Zeitgenossen, die redeten und schrieben, während er arbeitete und schwieg. Mit Recht konnte er damals schon von sich sagen, daß der bessere Theil der Bestrebungen zur Schaffung Deutschlands in ihm verkörpert sei. Die kurze Gesandtenlaufbahn Bismarck's vom Herbst 1859 bis zum September 1862 war der Ausreifung der in Frankfurt gefaßten Pläne gewidmet. Bis zum Frühjahr 1862 war er Gesandter in Petersburg, von da in Paris, wo er am Hofe Napoleon's außerordentlich wichtige Wahrnehmungen machen konnte. Während dieser ganzen Zeit drehte es sich in Berlin um die Frage, ob Bismarck Ministerpräsident und Minister des Aeußern werden solle oder nicht. Noch im Juni bezeichnet er seinen Barometerstand als veränderlich und schreibt an seine Frau: „Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmstraße haben als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Unreine. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon noch einen Dummen finden lassen, der sich zum Topfdeckel hergiebt; soll es sein, dann voran! — wie unsere Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen." Glücklicherweise fand man den Dummen nicht und wählte den rechten, den einzigen, der im Stande war, die Leine zu nehmen. Am 23. September 1862 wurde Bismarck an die Spitze des preußischen Staatswesens gestellt, wo er mit ganz kurzer Unterbrechung bis heute geblieben ist.

III.

Bismarck als preußischer Ministerpräsident.

Die Geschichte Bismarck's von den sechziger Jahren bis zur Gegenwart ist die deutsche Geschichte, ist zum großen Theil die Weltgeschichte dieser Zeit. Jeder Gebildete kennt sie, und es ist unnöthig, sie hier noch einmal ausführlich zu schildern. Einmal auf dem Platz, sich seiner Aufgabe klar und der Mittel bewußt, von den lästigsten Hofintriguen befreit, ging Bismarck grade aufs Ziel los. In unniger Freundschaft und Mitarbeit mit seinem ihm einzig ebenbürtigen Kriegsminister Roon gelang es Bismarck trotz aller Budgetverweigerungen und großdeutschen Volkskundgebungen, seiner deutschen Politik den Weg zu bahnen und das Schwert zu schmieden, mit welchem der Knoten der deutschen Frage gelöst werden mußte. Und wahrlich, er überhastete nichts. Vorsichtig führte er die preußische Armee zunächst an der Seite der Oesterreichischen auf die dänischen Kampffelder, klug zog er die augustenburgische Frage hin, bis die Kriegsbereitschaft Preußens eine vollentete war, schloß, als der Krieg unvermeidlich, ihn aber noch verfrüht schien, 1865 die Gasteiner Convention — und als der richtige Zeitpunct gekommen, die preußische Flanke, die völlig offen zu liegen schien, durch eine beispiellose kühne Diplomatie in Wahrheit gedeckt war, da verlangte er von Oesterreich die Entscheidung. Sie erfolgte auf den böhmischen Schlachtfeldern, wofselbst die deutsche Frage und der preußische Verfassungsconflict zugleich ihre Lösung gefunden haben. Als am Abend von Königgrätz die Heißsporne im preußischen Hauptquartier den Einzug der Truppen in Wien festsetzen wollten, da plante er den sofortigen Abschluß eines Schutzbündnisses mit dem Besiegten. Er konnte es erst lange Zeit nachher erreichen; aber die Grundlage dazu schuf er, indem er sich der Fortsetzung des Krieges außer zwingender politischer Noth widersetzte und für die Erhaltung der österreichischen Länder bei der habsburgischen Dynastie eintrat. Dagegen waren im engern Deutschland die Waffen noch nicht niedergelegt, als er schon mit den drei großen Südstaaten Bayern, Württemberg und Baden die August-Verträge zu Schutz und Trutz abschloß. Wie die Welt vom Krieg überrascht worden war, so wurde sie jetzt vom Frieden überrascht, und kein Dritter hatte Zeit, aus dem deutschen Hader einen Vortheil zu ziehen. Von allen Thaten Bismarck's war diese vielleicht die größte. Wie der Sieger großmüthig war in den Friedensschlüssen mit Oesterreich und den süddeutschen Staaten, so war der Politiker unerbittlich in der Frage der Einverleibung Hannover's, Nassaus, Hessen's in Preußen. Bismarck war zu lange und zu nahe Zeuge des Elends eines am Bunde regelmäßig majorisirten Preußen gewesen, als daß er einen neuen Bund ohne Oesterreich hätte schaffen mögen, in welchem Preußen abermals hätte majorisirt werden können. So bestand er denn auch dem König gegenüber unerweichlich auf der Vergrößerung Preußens bis zu einem Umfang, der alle Majorisirungsgelüste ausschloß. Mit möglichster Eile ging nun der preußische Ministerpräsident ans Werk, das vorläufige Deutschland, den Norddeutschen Bund, unter Dach zu bringen, die Brüder von Nord und Süd aneinander zu gewöhnen und alle Kräfte zu sammeln, um unabweisbaren neuen Stürmen zu begegnen.

IV.

Bismarck als Kanzler.

Und wiederum war die erste Mühe, welcher sich die diplomatische Meisterschaft Bismarck's, des Bundeskanzlers, zu unterziehen hatte, auf das vorläufige Hinausschieben einer schweren Entscheidung gerichtet. Ohne die Stellung Preußens und des neuen Bundes zu beeinträchtigen, verstand es Bismarck, die luxemburgische Frage wegzudrücken und durch den Londoner Vertrag, sowie das Hinhalten des auf ein Bündniß drängenden französischen Kaisers Zeit zu gewinnen zur Sammlung für den schweren Waffengang. Es war ein Glück für Deutschland, daß es noch 1866 vier Jahre Rüstzeit hatte, wer weiß, wie sonst die Entscheidung gefallen wäre! So ist sie 1870 zu unserem Glück gefallen, und am 18. Januar 1871 wurde der König von Preußen im Schlosse zu Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen. Das war in der That eine andere Kaiserkrone als die, welche dem König von Preußen 22 Jahre vorher von Frankfurt aus angetragen worden war. Das Ziel war erreicht, und es galt jetzt nur noch das Werk im Innern auszubauen und es vor Verwickelungen nach außen zu bewahren. Auch das ist dem Fürsten Bismarck nun zwanzig Jahre lang geglückt.

V.

Bismarck's Friedenspolitik.

Wie oft wir seit der Aufrichtung des Deutschen Reiches am Rande der Kriegsgefahr gewandelt sind, wissen wohl nur sehr Wenige unter uns, und in die großen Massen drang oft die Besorgniß erst, als an der Hauptstelle die Gefahr schon beschworen war. In Wahrheit hat der Mann, den alle Mächtigen der Erde seit 1870 mit den höchsten Ehren überschüttet haben, die sie verleihen können, unausgesetzt zu sorgen gehabt, um die Gefahr eines neuen Krieges von Deutschland fern zu halten. Mancher unserer alten Freunde gönnte uns noch nicht von reinem Herzen unsere großen Erfolge und verlangte Dank für Dienste, die er gar nicht geleistet hatte. So war die erste Sorge Bismarck's darauf gerichtet, durch ein aufrichtiges Einvernehmen der drei Kaiserhöfe von Berlin, von Wien und Petersburg die Orientkrise in eine Bahn zu weisen, auf welcher Deutschland keine Lebensinteressen zu vertheidigen hatte. Das Drei-Kaiserverhältniß, das allerdings kein hohes Alter erreichte, hat doch thatsächlich die Gefahr, in die Orientkriege verwickelt zu werden, von Deutschland abgehalten. Wenn sich nach dem Berliner Vertrage Rußland grollend von dem Verhältnisse losgesagt hat, so konnte das auch vom deutschen Standpunct aus beklagt werden, aber bis dahin hatte es doch seine Dienste gethan und uns den Frieden erhalten. An seine Stelle trat zu gleichem Zwecke im October 1879 das deutsch-österreichische Bündniß, das durch den Anschluß Italiens zum mitteleuropäischen Friedensbund geworden ist, der heute der Weltpolitik die Kennzeichnung giebt, und diese Schöpfung Bismarck's, die er selbst als die krönende Kreuzblume seines Lebenswerkes ansieht, hat ihm den Dank der ganzen friedliebenden Welt eingetragen. Mit Frankreich in ein freundliches Einvernehmen auf Grundlage des Frankfurter Vertrages zu gelangen, ist den Bemühungen Bismarcks nicht gelungen. Diese Aufgabe muß der Zukunft vorbehalten werden; für die nächsten Jahre werden wir uns bescheiden müssen, strategisch und diplomatisch, soviel es überhaupt möglich ist, gegen einen französischen Ueberfall gedeckt zu sein, im Uebrigen Frankreich gehen zu lassen, wie und wohin es zu gehen für gut findet. „Unser Bedürfniß ist, von Frankreich in Ruhe gelassen zu werden und zu verhüten, daß Frankreich, wenn es uns den Frieden nicht halten will, Bundesgenossen finde." Diese Worte Bismarck's an den frühern deutschen Botschafter in Paris, Grafen Arnim, gelten auch heute noch. So hat Fürst Bismarck das deutsche Volk durch alle Aufregungen und Gefahren der letzten zwanzig Jahre hindurchgeführt, ohne daß es auch nur eine Stunde lang zur Kriegsrüstung zu schreiten nöthig gehabt hätte.

VI.

Bismarck's innere Politik.

So unbestritten Bismarck's Meisterschaft auf dem Gebiete der auswärtigen Politik war, so lebhaft wurden seine Maßnahmen im Innern bekämpft. Die Zukunft allein kann entscheiden, ob mit Recht. So viel aber steht heute schon fest, daß die Maßregel, welche ihm die heftigste und nachhaltigste Anfeindung zuzog, die Zollpolitik, von den Schädigungen, die man von ihr besorgte, keine, die wohlthuenden Wirkungen aber, die man von ihr erhoffte, alle gebracht hat. Die Kirchenpolitik, soweit sie auf die Abwehr der Uebergriffe der römischen Curie auf das Staatsgebiet abzielte, hat Bismarck, wenigstens in der Form, der Zollpolitik des Jahres 1879 zum Opfer gebracht. Das Opfer ist ihm nicht schwer geworden, da die übeln Folgen dieser Politik für unser Volksleben nach der Ansicht Bismarck's die guten Wirkungen weit überwogen. Diese Anschauung wird nicht unbedingt getheilt und es leidet keinen Zweifel, daß die Umkehr Bismarck's auf kirchenpolitischem Gebiete seiner ungeheuren Volksthümlichkeit die erste schwere Einbuße that. Daß Bismarck die Altkatholiken ohne große Kämpfe im gegebenen Falle opfern werde, war Keinem zweifelhaft, der wußte, wie wenig persönliche Begeisterung er für den „Kampf gegen Rom" mitgebracht hatte. Derselbe war ihm eine politische Frage wie jede andere, deren Behandlung nach den übrigen politischen Verhältnissen sich zu ordnen habe. Schon im Juli 1870, als die Welt mitten in der ersten Aufregung über die beschlossene Erklärung der Unfehlbarkeit stand, telegraphirte Bismarck an den Grafen Arnim in Rom: „Enthalten Sie sich jeder öffentlichen Demonstration; die Infallibilität ist uns augenblicklich ohne Interesse." So legte Bismarck, unbekümmert um die Sorge seiner ergebensten Anhänger und Freunde, den Streit mit Rom bei, als ihm wichtigere politische Fragen das zu erheischen schienen. So trug er noch dieser Tage kein Bedenken, mit dem Führer des Centrums sich zu benehmen und wenigstens zu hören, was derselbe zu bieten habe. Auf ultramontaner Seite erzeugte der Wunsch schon die naive Hoffnung, daß Bismarck endlich einmal später aufstehen möchte als Windthorst. Das war gewiß nicht zu besorgen. Außerdem hat Fürst Bismarck sich in der Arbeit um die Lösung der socialen Frage und der Arbeiterfrage. In seiner berühmten Circularrede an die preußischen Vertreter bei den Regierungen vom 27. Mai 1866 findet sich folgender Satz: „Es ist nicht die Masse der unberechtigten Forderungen, welche den revolutionairen Bewegungen Kraft verleiht, sondern gewöhnlich ist es der geringe Antheil der berechtigten Forderungen, welcher die wirksamsten Vorwände zur Revolution bietet und den Bewegungen nachhaltige und gefährliche Kraft verleiht." Von dieser Erwägung ging Bismarck auch bei Behandlung der Arbeiterfrage aus. Er gedachte durch Erfüllung der berechtigten Forderungen der niedern Classen die Revolutionaire in der Arbeiterwelt lahmzulegen. Auf dem Wege zu diesem Ziele ist er veranlaßt worden, abzustehen und es Andern zu überlassen, den von ihm beschrittenen Weg weiter zu verfolgen oder einen andern zu suchen.

Mag der junge Bismarck voller Vorurtheile gesteckt haben: der gereifte Bismarck war einer der vorurtheilslosesten Menschen, die je gelebt haben. Derselbe Mann, der die Einführung der Verfassung in Preußen in den schärfsten Ausdrücken beklagte, weil sie der Demokratie die Thore öffne, hat das Deutsche Reich auf das allgemeine Stimmrecht gestellt, derselbe, der eine seiner lebhaftesten und längsten Reden gegen die Civilehe hielt, hat die Civilehe eingeführt. Schließlich — wer wollte das Leben dieses Mannes im Rahmen einer Zeitung auch nur annähernd erschöpfen — sei noch Eins betont: Bismarck war, wie Jeder weiß, der ihm nahe getreten ist, trotz seiner Energie einer der bescheidensten und liebenswürdigsten Menschen, die je gelebt haben; voll unüberwindlichen Mißtrauens, wo er einmal mit Grund Mißtrauen gefaßt hatte, trotz vorübergehender Meinungsverschiedenheiten aber stets gerecht, wo er guten Willen erkannte. Seiner schlichten Bescheidenheit vor Gott und der Welt hat er bei aller stolzen Wahrung der eigenen Willensentschließung ein glänzendes Denkmal gesetzt in dem Briefe an Andre v. Roman im December 1865, worin er auf den Vorhalt ob seiner angeblich tegerlichen Vernachlässigung der kirchlichen Pflichten und Gesinnungen antwortet. Er bekennt sich den menschlichen Schwächen unterworfen und bemerkt auf den Vorwurf, daß er Aergerniß gegeben: „Wo ist der Mann, der in solcher Lage (es war die Conflictszeit) nicht Aergerniß geben sollte, gerechtes oder ungerechtes! Ich gebe Ihnen mehr zu: wollte Gott, daß ich außer Dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe!" Und der Schluß des Briefes lautet: „Wenn ich unter der Vielzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte, noch zornig gegen lieblosen und hoffährtiges Urtheil machen."

Reichskanzler v. Caprivi.

* Ueber den neuen Reichskanzler schreibt die „Kölnische Zeitung:

General v. Caprivi, welcher, wie wir bereits gestern mittheilten, vom Kaiser zum Reichskanzler ernannt worden ist, gilt allgemein für einen unserer tüchtigsten und gebildetsten Officiere. Er hat auf der Universität studirt, aber die nach militairischer Dienstberechnung eingehöhte Zeit durch rasches Aufsteigen bis zum Hauptmann eingeholt. Er machte eine ausgezeichnete Schule im Generalstab und im preußischen Kriegsministerium durch und zeichnete in den beiden letzten Feldzügen sich in Generalstabsstellungen hervorragend aus. Der gegen große Uebermacht am 28. November 1870 hauptsächlich von Truppen des 10. Armeecorps erfochtene Sieg bei Beaune-la-Rolande bildet ein schönes Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Corps und Caprivi's Name nimmt auf diesem Blatte eine hervorragende Stellung ein. Caprivi war im December 1882 kaum zum Commandeur der 30. Infanteriedivision in Metz ernannt, als er dort — wie man sich erzählt, gerade beim Kriegsspiel — schon im März des folgenden Jahres seine Berufung zum Nachfolger des Ministers v. Stosch als Chef der Admiralität erhielt. Diese Berufung wird damals Herrn v. Caprivi vielleicht noch schwerwiegender vorgekommen sein als die jetzige. Er stand der Marine völlig fremd gegenüber, er hatte nie Gelegenheit gehabt, parlamentarische Erfahrungen zu sammeln, er wußte, daß ein Infanterist an der Spitze des Seewesens zum Spielball der berechtigten und unberechtigten Kritik wird. Aber der Beifall und das Vertrauen des allerhöchsten Kriegsherrn war für den echten Soldaten maßgebend. Er übernahm die ihm ohne sein Zuthun anvertraute verantwortungsreiche Aufgabe, und während der fünf Jahre, die er Chef der Admiralität war, hatte er volle Gelegenheit, zu beweisen, daß er der richtige Mann an der richtigen Stelle war, daß die Wahl, die auf ihn gefallen, nicht besser hätte getroffen werden können. Mit zähem Ausdauer drang er rasch bis in die technischen Einzelheiten der Flotte, ihre Bedürfnisse und Mängel ein; er legte das Hauptgewicht seiner Bestrebungen auf die Hebung der Vertheidigungskraft unserer Marine; sein höchstes Verdienst ist die Ausbildung des Torpedowesens, für das er gleich im Jahre 1884 eine außerordentliche Bewilligung von etwa sechs Millionen beim Reichstage durchzusetzen verstanden, sowie die Entwickelung des Personals und der Besatzung. Seine beiden großen Denkschriften über die Entwickelung der Marine aus den Jahren 1884 und 1888 verfocht er mit großem Erfolge im Reichstag und erwies sich hier als ein sehr geschickter Redner; er sprach immer nur kurz und knapp, mit vollster Sachlichkeit und vorzüglicher Ruhe; selbst dem Therites Richter wußte er zu imponiren, und das will gewiß viel sagen. Die Angriffungen Rickert's, der ihn schließlich noch mit dem Reichskanzler zu verhetzen suchte, wies er mit überaus vornehmer und deshalb um so wirkungsvoller Gelassenheit zurück. Die Gründe seines Rücktritts von der Leitung der Admiralität am 30. Juni 1888 sind bekannt. Das Bestreben, unsere Marine auch für die Offensive stärker zu machen, wurde in den Fachkreisen mit immer größerem Nachdruck verfochten und fand auch die Unterstützung unseres Kaisers, der sich in dieser, sowie in den Marine-Organisationsfragen eine besondere Sachkenntniß zutrauen durfte. Aber wenn auch der Kaiser ihn aus der Stellung als Chef der Admiralität entließ, so entzog er ihm damit doch nicht sein großes Vertrauen. Schon am 12. Juli 1888 ernannte er ihn zum commandirenden General und erwies ihm die Auszeichnung, daß er ihm dasjenige Corps übertrug, dessen Generalstabschef Herr v. Caprivi während des französischen Feldzuges gewesen. Im letzten Sommer wohnte der Kaiser dem Manöver des 10. Corps bei und bei dieser Gelegenheit ernannte er den General zum Zeichen seiner besonderen Zufriedenheit über die Führung seiner Truppen zum Chef des Infanterie-Regiments Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (ostfriesisches) Nr. 78. Jetzt steht General v. Caprivi vor einer neuen, der größten Aufgabe, einer Aufgabe, die um so schwieriger ist, weil sein Vorgänger kein Geringerer, als der größte deutsche Staatsmann war. Für das Zutrauen, das der General gewiß, ist es bezeichnend, daß von vielen Seiten er gleich beim Auftauchen der Nachricht vom Rücktritte des Fürsten Bismarck als der voraussichtliche Nachfolger übereinstimmend genannt wurde. Er erfreut sich somit nicht nur des Vertrauens seines Kaisers und Königs; vielfach kommt man ihm mit reichen Erwartungen entgegen, und auch Fürst Bismarck, der ihn in schwerer Zeit als treu und zuverlässig, als einen Mann von Herz, von Geradheit und Entschlußfraft erprobt hat, wird ihm gern aus der Stille seines Landlebens und seiner Abgeschlossenheit heraus jederzeit, so oft er wünscht, Rath und Unterstützung leihen. Herr v. Caprivi steht noch in rüstigem Mannesalter — er hat vor Kurzem sein 59. Lebensjahr vollendet. Er ist Junggeselle. Eine stattliche militairische Erscheinung, mit weißem Haar und weißem Schnurrbart, zeigt er äußerlich manche Aehnlichkeit mit dem Fürsten Bismarck, und wenn er alle Nachmittage gegen 3 Uhr von der Admiralität aus seine Schritte zum Thiergarten lenkte, um dort, einsam spazieren gehend, sich von der Last der Arbeit zu erholen und zu neuer Arbeit zu sammeln, so verwechselten häufig Fremde ihn mit dem Fürsten und mußten stolz in die Heimath, daß sie den großen Staatsmann, den so wenige Berliner zu sehen Gelegenheit hätten, in voller Bequemlichkeit hätten sehen und bewundern können.

---

* Der zum Reichskanzler ernannte General v. Caprivi hat als Chef der Admiralität einmal eine scharfe Begegnung mit den Socialdemokraten gehabt. Es war in der Reichstagssitzung vom 20. Januar 1885. Der Abg. Meister brachte die Beschwerde vor, daß in Kiel-Ellerbeck einige Werftarbeiter von dem Oberwerftdirector entlassen worden seien, weil sie bei der Reichstagswahl von 1884 socialdemokratische Stimmzettel abgegeben hätten, wobei er hinzufügte, daß dies wohl nicht nach den Wünschen der Regierung sein werde, „speciell nicht nach dem Wunsche des Herrn Chefs der Admiralität, bei dem Wohlwollen, welches er den dortigen Arbeitern stets hat zukommen lassen." Herr v. Caprivi antwortete darauf: „Das Verfahren des Oberwerftdirectors hat meine vollkommene Billigung gefunden. Die Arbeitsordnung, die auf allen Werften angeschlagen ist und an Stelle eines Contractes tritt, hat im §. 48 unter f folgenden Passus: „Wenn der Arbeiter einem Verein angehört oder beitritt, welcher socialdemokratische, nihilistische oder sonstige auf den Umsturz der bestehenden staatlichen Ordnung abzielende Tendenzen verfolgt, kann er ohne Kündigung sofort entlassen werden." Herr von Caprivi führte aus, wie die vier entlassenen Arbeiter nicht etwa nur socialdemokratisch gewählt, sondern socialdemokratische Stimmzettel vertheilt, wie Einer sogar einem Unteroffizier socialdemokratische Pamphlete beigebringen versucht hätte, und meinte, die Leute seien noch mit ganz besonderer Milde behandelt worden, da sie nicht sofort, sondern mit vierwöchiger Kündigung entlassen seien. Im weiteren Verlauf der Debatte trat dann der Abg. Bebel dem Chef der Admiralität sehr heftig entgegen, worauf dieser erwiderte: „Der Arbeitgeber hat nach meiner Ueberzeugung die Pflicht — und so lange ich die Ehre habe, an dieser Stelle zu stehen, werde ich an dieser Pflicht festhalten —, dafür zu sorgen, daß — die Leute mögen eine Gesinnung haben, welche sie wollen — wenigstens keine socialdemokratische Agitation auf den Werften um sich greift. Ganz abgesehen von den allgemeinen staatlichen Interessen sind die Werften militairische Institute, wo Soldaten und Arbeiter in einander übergreifen und häufig mit einander in Berührung kommen; und noch Dem, wenn ich hier im Reichstage von diesen Tendenzen gehört habe, würde ich glauben müssen, daß es für die Truppen Gift wäre, wenn diese Tendenzen in sie eindrängen. Ich habe die Pflicht, die Truppen davor zu bewahren." Herr Bebel antwortete mit einer sehr erregten Rede, welche mit dem Satze begann: „Ob die socialdemokratischen Tendenzen nach der Ansicht des Herrn Chefs der Admiralität Gift für die Truppen sind oder nicht, bleibt sich schließlich gleich", und mit der Drohung schloß: „Wenn Sie nicht dafür sorgen wollen, daß die Arbeiter in ihren Werkstätten zufriedengestellt werden, dann werden Sie das immer weitere Umsichgreifen des socialdemokratischen Gifteß nicht verhindern können, — darauf verlassen Sie sich, Herr von Caprivi!"